



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wandlungen des Ich im Zeitenstrom : 9. Ein idyllisches Ruheplätzchen :
(Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

finden. Auch eine Verbindung mit den andern Staaten wäre zu erreichen. Deutschland hat für sich selbst die Zölle, die Eisenbahnen und die Tarife, die Bestimmung der Qualität durch Gesetz in der Hand. Man verwende den „freien Vertrag,“ wie ihn Rockefeller immer verstanden hat. Das Rezept ist ganz einfach. Man läßt dem andern die Hände auf den Rücken binden und ihn an einem Baumast den Kopf nach unten so aufhängen, daß die Haare in einen Ameisenhaufen reichen; darauf nähert man sich nach einiger Zeit mit weltmännischen Formen und fordert ruhig, aber bestimmt, von fünf zu fünf Minuten das Doppelte fürs Abschneiden.



Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

9. Ein idyllisches Ruheplätzchen

(Schluß)



o also stand es um die Wirtschaftlichkeit und Mäßigkeit und um die Ehe. Was den Diebstahl anlangt, so huldigte man in Beziehung auf Feld- und Gartendiebstähle der laxesten Auffassung. Als es im Frühjahr an die Bestellung des Gärtchens gehen sollte — wir hatten 1872 einen wundervollen Frühling, schon der ganze März war gleichmäßig warm und sonnig —, da beschloßen wir, u. a. auch Gurken und Zwiebeln anzubauen. Gurken verstanden sich von selbst; Zwiebeln aber, sagte meine Mutter, sind beim Händler sehr teuer; geraten sie, dachte ich, so baut man im nächsten Jahre mehr an und immer mehr — und ich kalkulierte ganz wie Perrette, sur sa tête ayant un pot au lait. — Gurken und Zwiebeln? sagte der Kantor kopfschüttelnd, die dürfen sie nicht bauen, die stehlen sie Ihnen. — S das wäre der Kuckuck! Wir leben doch wohl hier in einem zivilisirten Staate! — Na, Sie werdens ja sehen.

Die Gurken gedeihen nur mäßig, und obwohl uns die Gartendiebe einige übrig ließen, beschloßen wir doch, in Zukunft darauf zu verzichten. Aber die Zwiebeln waren unser Stolz; so kolossale Zwiebeln, sagte meine Mutter, giebt's gar nicht mehr in der Welt. Sie steckten nämlich noch im Boden. Aber heute, sagte die Mutter eines Nachmittags, müssen sie herausgenommen werden; jetzt werden sie kaum noch wachsen; was meinen Sie, Herr Menzel? Der kam nämlich gerade zum Gartenthürchen herein. Menzel war eine sehr wichtige Persönlichkeit. Ein weißhaariger Mann mit rotem Gesicht und einer blauen Tacke. Er hatte Haus und Garten und tagelöhnernte in den Stunden, die ihm seine Ämter frei ließen. Zunächst war er Botenmann und holte aus Löwenberg und Schönau allerlei schöne Sachen, wie Bücher aus der „Bibleiophtheke“ für die Gouvernante auf dem Oberhofe und den „Speiseputz“ (Kopfsputz) für die Frau Kantern, wenn sie zur Hochzeit oder zum Kindtaufen geladen war. Mir brachte er aus Löwenberg einmal im Jahre die Wachskerzen mit und außerdem jeden Montag ein ideales Gut, woran er nicht schwer zu tragen

hatte: die Zeit. Nach der Löwenberger Uhr stellte ich meine, und darnach hatte dann der Kantor Mittag zu läuten; nach diesem Mittagläuten aber richtete sich das ganze Dorf. Der evangelische Küster nämlich — o weh, habe ich nicht gesagt, es hätte in Harpersdorf keinen Trunkenbold gegeben? jetzt fällt mir doch ein dunkler Fleck auf dem lichten Bilde ein — also der evangelische Küster war gewöhnlich im Throne und läutete bald um elf, bald um ein Uhr zu Mittag. Nun begab sich aber manchmal, daß Menzel Montags abends keine Zeit mehr hatte, zu mir zu kommen, und daß, da meine Uhren die Sucht hatten, vorzulaufen, das Glöcklein schon um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr ertönte. Da kam es denn manchmal zur Rebellion auf den Aekern des Niederhofes, ausgerückt waren die Leute um fünf Uhr nach dem Regulator des gnädigen Herrn, Mittag machen wollten sie nach dem Glöckchen, und der Herr von K. ließ mir dann manchmal sagen, ich möchte doch meine Uhr richtig stellen. Bedeutend einträglicher als das Botenamt war für Menzel seine Würde als Medizinnann. Als er mich einmal mit verbundnem Gesicht traf, fing er an Hofuspokus zu machen. Ich lachte, und da er nicht aufhörte, fing ich an zu schelten, worauf er das Verfahren einstellte und ärgerlich sagte: Nun haben Sie den Segen zerstört! Gegen andre Leute hat er dann geäußert: Mit dem ist nicht richtig, er glaubt nichts. Mein Vorgänger allerdings hatte ans „Besprechen“ der Rose ebenso fest geglaubt wie an die päpstliche Unfehlbarkeit. Aber nicht bloß die Rose und alle Geschwülste und Zahnschmerzen konnte Menzel besprechen, sondern er konnte auch messen, was noch weit wichtiger war und mehr einbrachte. Denn wie heute eine medizinische Schule alle innern Krankheiten von schmarozenden Mikroorganismen herleitet, so glaubten die Landleute jener Gegend, die meisten Leiden kämen davon, daß der Patient das Maß verloren habe, das werde aber durch die vom Zauberünstler vorzunehmende Messung wieder hergestellt. Als Menzel im dritten oder vierten Jahre unsrer Bekanntschaft an den Pocken starb, war die Verlegenheit groß; er hinterließ nämlich nur einen Sohn, die Zauberkraft aber kann nur vom Manne auf ein Weib, vom Weib auf einen Mann übertragen werden, und seiner Frau hatte er sie nicht mitgeteilt. Da aber Menzelfranze der Junge ein Brachtferl war, noch dazu mit einer Kriegsdentmünze auf dem Sonntagsrock, so kamen Anfragen über Anfragen, und endlich hatten die Geister — ob es gute, ob böse seien, darüber haben sich die Leuten niemals den Kopf zerbrochen — ein Einsehen, und Franze erklärte, er spüre die Kräfte des Vaters in sich wirksam. Da verloren die Mädchen weit umher in großer Zahl das Maß und erklärten einstimmig, der Franze verstehe die Sache weit besser als sein Vater.

Also was meinen Sie, Herr Menzel, fragte meine Mutter. Der fletschte sein Drangutanggebiß und antwortete mit pfliffigem Lächeln: Aee, Frau Mutter, die dürfen Sie noch nicht rausnehmen; die Zwiebeln müssen vorher noch einmal in den Boden hineinkriechen, sodas man sie gar nicht mehr sieht, dann erst erreichen sie ihre richtige Größe. — Dummes Zeug, sagte ich, als er fort war. — Aber so ein Mann versteht's doch, meinte die Mutter. Die Zwiebeln blieben also stecken. Schon am andern Morgen konnte ich ihr mit einiger Schadenfreude die Meldung ans Bett bringen, die Zwiebeln seien hineingekrochen; auch nicht ein Strunk mehr war zu sehen. O der Spitzbube, klagte sie dann bei der Besichtigung, uns auch nicht ein einziges kleines Zwiebelchen zu lassen!

Von Blumen wurden uns hie und da ein paar Georginen gestohlen, die übrigen Sachen hatten die Leute selbst; die Zahl der Gärten, die den Spitz-

buben offen standen, war nicht groß, weil die Bauergärten unter dem zuverlässigen Schutze der Kettenhunde standen, die des Nachts losgelassen wurden und bei unvergeschlossenem Hofe frei herumliefen. Eine nächtliche Promenade durchs Dorf oder am Dorfe hin, wäre nichts für nervenschwache Leute gewesen. Hatte der Wächter des ersten Hofes, dem man sich näherte, angeschlagen, so pflanzte sich das Gebell durchs ganze Dorf hin fort. Der Hund jedes Hofes, an dem man entlang schritt, bellte, krächzte und röchelte wie rasend, einem fortwährend an die Beine fahrend und diese mit der Schnauze berührend. Aber die Sache war vollkommen gefahrlos. Nie biß einer. Er begleitete einen nur, soweit seine „Gerechtigkeit“ reichte; an der Grenze, die er genau kannte, verstummte er und machte kehrt, und der Nachbar trat seinen Dienst an. Wehe freilich dem, der Miene gemacht hätte, in den Hof einzulenken! Unangenehm war das nun allerdings nicht. Nachdem ich es bei nächtlicher Heimkehr vom Oberhofe einigemal durchgemacht hatte, befolgte ich den Rat, mir eine Cigarre anzustecken; hielt man dem Köter die Glut entgegen, so zog er sofort ab; nur mußte man nicht so unvorsichtig sein, ihm die Schnauze zu verbrennen.

Die meisten Gärten also waren geschützt, aber dafür wurden alle Bauern- und Dominialäcker von Felddieben heimgesucht. Es gab einige Zwergwirtschäften, von deren Besitzern man wußte, daß sie den ungenügenden Ertrag ihres kleinen Ackers durch planmäßige Felddiebstähle ergänzten. Einer davon hielt sich sogar ein Pferd für Lohnfuhrer. Einst kam der Schulze zu ihm und sagte: Hört mal, Weinrich, wo habt ihr eigentlich das Heu her für euer Pferd? — Von meiner Wiese hier, sagte er, auf ein Nasenflecken zeigend. — Und den Hafer? — Hier ist mein Hafersfeld! (ein paar Quadratmeter waren richtig mit Hafer besät). — Und womit füttert ihr eure Kuh und mähtet ihr euer Schwein? — Hier sehen Sie den Kartoffelacker, hier das Kleefeld, hier die Rüben! — Der Schulze mußte lachen, und Weinrich lachte mit. Na, treibts nur nicht zu arg, sagte er, mit dem Finger drohend; der Heiderbauer ist sehr aufgebracht darüber, daß ihm beinahe ein paar Meßen Erbsen gestohlen worden sind. — O, auch Erbsen baue ich selbst, sehen Sie dort in der Ecke!

Der Besitzer des Niederhofes sagte mir einmal: Mir werden jede Nacht ein paar Kadwern voll Kartoffeln weggeholt, dagegen habe ich nichts; aber wenn sie mit einem zweispännigen Wagen kommen, das ist unangenehm. Einmal erzählte ich ihm, daß mir ein Knabe sehr billige Karpfen verkauft hätte. Lassen Sie sich sie schmecken, sagte er, es sind meine Karpfen; alle Fische, die hier herum verkauft werden, sind aus meinem Teiche gestohlen, denn außerdem giebt's keine. Man darf nun nicht etwa glauben, daß der Herr von K. ein lieberlicher Wirt gewesen wäre. Seine Wirtschaft war eine Musterwirtschaft, und in der Sparsamkeit übertrafen er und seine Frau noch die Bauern. Auch war er nicht etwa ein schlapper und furchtbarer Philister, sondern ein schneidiger Hauptmann a. D. Aber sie drückten grundsätzlich ein Auge zu. Die gnädige Frau erzählte einmal folgendes. Auf der Rückkehr vom Spaziergange sehe ich die alte Beyerin von unserm Garten herkommen. Auf einmal fängt sie an zu hinken und setzt sich auf den Rain. Es kommt mir so vor, als schöbe sie ein Paket hinter sich. Als ich an ihr vorübergehen will, spricht sie: Nehmen Sies nur nicht übel, gnädige Frau, daß ich nicht aufstehe, ich habe mir einen Dorn in den Fuß getreten. Da wollen wir doch einmal nachsehen, sage ich, kniee nieder und untersuche den Fuß, finde aber nichts. Es hängt halt zu viel Schmutz dran, sagt sie, da sehn sie ihn nicht; wenn ich mir zu Hause die

Füße werde gewaschen haben, wird ihn meine Tochter schon finden. Wie ich nach Hause komme, schloß Frau v. R. ihre Erzählung, da stellt es sich heraus, daß mir das Weib ein Bündel Spargel gestohlen hat; darauf hatte sie sich gesetzt, als sie mich kommen sah. Dem Gleichmut, womit die Wohlhabenden und die Ortsobrigkeit Feld- und Gartendiebe gewähren ließen, solange die Sache nicht zu groß wurde, mag unbewußt die Ansicht Justus Möfers zu Grunde gelegen haben, daß die Besitzlosen notwendigerweise Spitzbuben seien; denn wovon sollten sie leben, da ihnen nichts wachse, und ihr bißchen Arbeitsverdienst zum Leben nicht hinreiche? Irgendwie finden sie ihren Unterhalt: durch Betteln, oder durch Stehlen, oder im Gefängnis. Das Gefängnis aber ist die teuerste Art der Versorgung, denn dabei müssen außer den Besitzlosen auch noch eine Menge Polizei- und Gefängnisbeamte und Richter bezahlt werden. Daher meint Möser, daß man einen Stand von Besitzlosen schlechterdings nicht dürfe aufkommen lassen. Daß das Vorhandensein von Scharen Besitzloser eine Lebensbedingung für „Industrie und Landwirtschaft“ sei, wußte er noch nicht, obwohl er es in England schon hätte kennen lernen können. Dazu mag eine andre Erwägung gekommen sein, die ebenfalls unbewußt geblieben sein kann, denn die Leute handeln oft richtig, ohne sich die Gründe ihres Handelns klar zu machen. Mit Recht schilt und spottet man über die Prozeßsucht mancher Bauern. Aber nicht weniger thöricht als ein prozeßsüchtiger Bauer handelt die Obrigkeit, wenn sie jede kleine Übertretung aufspürt und zum Gegenstande eines Strafprozesses macht; die Wirkungen sind ganz dieselben: unendliche Vermehrung des Schreibwerks, Hemmung der produktiven Arbeit, Erbitterung und Kosten, die in keinem Verhältnis zum Erfolge stehen. Endlich kann sich auch das Volksbewußtsein nicht drein finden, daß die Erzeugnisse der Landwirtschaft in demselben strengen Sinne Privateigentum sein sollen wie z. B. der Schuh, den der Schuster gemacht hat, oder der Rock, den man gekauft, oder das Geld, das man gelöst hat. Der Bauer weiß es wohl, daß an allem, was auf seinem Acker wächst, sein Kopf, seine Hand und sein Schweiß ihren Anteil haben, aber er vergißt auch den Anteil der höhern Macht nicht; er denkt: unser Herrgott hats gegeben, er hätte es auch vor-enthalten können, darum sollen auch solche etwas davon bekommen, die keinen eignen Acker haben. Obgleich seit langem schon Schule, Presse und Behörden daran arbeiten, jene Schabigheit und Hartherzigkeit, die sich mit dem Gewande höherer Sittlichkeit drapirt und Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Eigentums nennt, allgemein zu verbreiten, lebt in unsrer Bauernschaft noch vielfach der humane Geist der mosaischen Gesetzgebung fort, die unzähligemal einschärft, daß der Besitzende an dem Genuß der von Gott bescherten Gaben den Leviten, die Witwe und die Waise, Knechte und Mägde und den wandernden Fremdling teilnehmen lassen müsse. Wie schön ist das Wort 5. Mose 24, 19—21: Wenn du deinen Acker abgeerntet und eine Garbe darauf vergessen hast, sollst du nicht zurückkehren, sie zu holen, sondern sie dem Fremdling, der Waise, der Witwe lassen, auf daß der Herr, dein Gott, deine Arbeit segne; wenn du die Oliven eingesammelt hast, sollst du nicht zurückkehren, um vollends abzupflücken, was etwa noch an den Bäumen hängt; dem Fremdling, der Waise, der Witwe sollst du es lassen. Wenn du die Trauben deines Weinbergs gelesen hast, sollst du nicht zurückkehren, um den Rest zu holen, dem Fremdling, der Waise, der Witwe soll er verbleiben. In gewissen reichen Gegenden Norddeutschlands allerdings, wo jetzt am allertollsten über die „Not der Landwirtschaft“ geklagt wird, scheint von diesem Geiste keine Spur mehr übrig zu

fein; fetter Boden, ausgetrocknete Herzen, klagt ein Pastor in Otto von Leirners Romanzeitung. In einem Dorfe war ihm beim Amtsantritt gesagt worden, er solle ja nicht über Themata predigen wie das vom reichen Mann und dem armen Lazarus, so etwas könnten die „Herren“ nicht vertragen.

In jener Gegend Niederschlesiens lebte der Geist des Deuteronomiums noch. Nicht in ganz Niederschlesien; in der Gegend von Liegnitz z. B. gab es sehr reiche Dörfer, deren Bauern ihre Höfe jedem Armen verschlossen hielten und sogar die beim Manöver einquartierten Soldaten schlecht behandelten. Sollten sich die Ursachen solcher Verschiedenheiten des Volkscharakters in benachbarten Gegenden nicht erforschen lassen? Geistlichen, die an verschiedenen Orten sehr lange Zeit thätig sind, müßte es wohl möglich sein. Ganz im alttestamentlichen Sinne wurde in unsrer Gegend die Kirmeß begangen. Die alten Tagelöhner und Tagelöhnerinnen — dieser waren natürlich weit mehr als jener — suchten alle Bauern, auch in den Nachbardörfern, heim, bei denen sie früher einmal gearbeitet hatten, aßen und tranken sich voll und nahmen eine Bürde voll Brot, Kuchen, Würsten und andern guten Dingen mit nach Hause. Jetzt haben sie das ja nicht mehr nötig, da sie „Rentner“ und „Rentnerinnen“ geworden sind; aber wenn die Kirmeßfahrten weggefallen sein sollten — was mir sehr wahrscheinlich ist, da die Herren Landräte jetzt wohl überall in Schlesien die Kirmeßfeste des Kreises in eine Woche zusammengelegt und sonst möglichst beschränkt haben werden —, so zweifle ich, ob ihnen der heutige Zustand lieber ist als der frühere. Auch ist es fraglich, ob nicht das, was die Leute bei der Kirmeß und andern Gelegenheiten*) an freiwilligen Gaben bezogen, zusammen genommen so viel ausmacht wie das, was sie sich mit ihrer Rente kaufen können.

Den Bettelarmen war es erlaubt, einmal in der Woche, am Sonnabend, Gaben zu heischen. Ihre Zahl war nicht bedeutend, aber es schloß sich ihnen ein langer Zug von Bettlern aus Goldberg an. Dieses reizend gelegne Städtchen hatte bis in den Anfang unsers Jahrhunderts eine blühende Tuchindustrie gehabt, die dann vom industriellen Umschwunge vernichtet worden war, und viele der uns Brot gekommenen Familien hatten noch keinen ordentlichen Ersatz gefunden. Da klapperten sie denn jeden Sonnabend die „lange Gasse“ ab, eine zusammenhängende Reihe stattlicher, wohlhabender Dörfer, deren letztes Harpersdorf war. Die Obrigkeit fing damals an, das ungehörig zu finden. Mein

*) Solche andre Gelegenheiten waren namentlich die Schweinschlachtfeste. Dabei gingen auch die Lehrer meistens nicht leer aus. Eine kostbare Wurstgeschichte ereignete sich zu der Zeit, wo ich noch in Schönau war, in dem Dorfe Neukirch. In dieser Wege der schlesischen Reformation hatte sich wunderbarerweise noch eine zur Pfarrei Falkenhayn geschlagne katholische Widmut erhalten, und weil sich im Laufe der Zeit ein paar katholische Tagelöhner eingesunden hatten, so gründete man bei der Neuordnung der „erloschnen“ Parochien eine katholische Schule und setzte dem Lehrer aus dem Pfarreinkommen eine magere Dotation aus. Ihr entsprach die Lincalgestalt des Lehrers, übrigens eines tüchtigen Mannes, um den es schade war, und ein zahlreicher Kindersegen — mehrere Jahre hindurch bestand seine „Klasse“ ausschließlich aus eignen Nachwuchs — war nicht geeignet, seine andern beiden Dimensionen zu vergrößern. Da war es nun ein Glück für ihn, daß sich der Baron seiner erbarmte und ihn auf dem Schlosse ein paar Stunden geben ließ. Eines Tages wurde dort geschlachtet, und der Baron ging in die Küche, die Geschenkportionen zu beschauen. Und der Keller da? fragte er weiter. — Für den katholischen Schulmeister. — Der kriegt nichts, er hat fortschrittlich gewählt! Man lebte nämlich in der Konfessionszeit. Das wurde im Dorfe bekannt, und nun schickten die sämtlichen, natürlich protestantischen Bauern, die alle stramme Fortschrittler waren, dem katholischen Schulmeister Würste und Speckseiten ins Haus; die Schulmeisterbuben glaubten sich nach Schlaraffia versetzt.

Nachbar Grüttner, der Bauer, sagte eines Tages: Da spricht der Schulze, wir sollen den Leuten nichts mehr geben. Was das für Unfimm ist! Geb ich so 'nem Kerl einen Pfennig oder eine Brotschmitte, so wünscht er mir einen Gotteslohn; gebe ich ihm nichts, so verflucht er mich und setzt mir vielleicht den roten Hahn aufs Dach. Am Lätaresonntag und am Gründonnerstag liefen außer den armen Leuten sämtliche Kinder herum und sammelten Gebäck und Eier ein. Schlechtes Gefindel gab es nur in zwei Exemplaren, es waren eine Dirne und ihr Zuhälter (nicht im heutigen technischen Sinne des Wortes); sie führten gemeinsame Einbruchdiebstähle aus und wurden, als man sie endlich ertappte, auf Numero sicher gebracht. Aber die Nachbargemeinde Pilgramsdorf war so liebenswürdig, für Ersatz zu sorgen. Sie erstand in einer Subhastation ein Harpersdorfer „Haus“ zu zehn Thalern, setzte die Baracke in Stand und schenkte sie der einzigen verlumpten Familie, mit der sie behaftet war.

Nimmt man hinzu, daß jeder jeden duzte — nur der gnädige Herr, der Geistliche und der Lehrer wurden mit Sie angeredet —, daß aber auch der gnädige Herr und die gnädige Frau mit den Leuten freundlich sprachen, daß es in allen Dörfern rings umher keinen „Aufgang nur für Herrschaften“ gab, sondern auch der ärmste, wenn er im Herrenhause etwas zu thun hatte, ins Wohnzimmer gelassen wurde, daß die Herrschaften, Geistlichen und Lehrer eine sehr gemütliche Geselligkeit unterhielten, die Geistlichen und Lehrer aber nicht bloß mit den Bauern, sondern auch mit den kleinen Leuten gesellig verkehrten, und daß es weit und breit keinen uniformirten Mann gab, der die Gemüthlichkeit gestört und den Leuten vorgegeschrieben hätte, wie und wo sie stehen, gehen und sitzen sollten, oder ihnen verboten hätte, zu trinken, zu singen und zu tanzen, so hat man einen Begriff von der Behaglichkeit, deren sich alle Welt erfreute. Niemand überarbeitete sich, es müßte denn hie und da aus freiem Willen geschehen sein, jeder hatte zu leben, keiner brauchte sich zu scheuen, in der Not die Hilfe seines Nächsten anzurufen, und irgendwo fand er sie gewiß. Keiner ward gehindert, sich in seiner Weise zu vergnügen, d. h. in den meisten Fällen, wenn es ein Alter war, an einem beliebigen sonnigen oder schattigen Plätzchen im Freien in beliebig nachlässigem Anzuge sein Pfeifchen zu rauchen, wenn es ein Junger war, im Sommer zu baden und Ball oder sonst was zu spielen, im Winter Schlitten zu fahren und zu schlittern. Und keiner wurde verachtet oder verschwand als völlig bedeutungsloses Mengenteilchen, sondern auch der Ärmste hatte noch ein paar gute Freunde und Gönner, die ihn beim Begegnen freundlich grüßten, allenfalls auch bei ihm stehen blieben und sich nach seinem lahmen Beine, oder seinem Appetit, oder seinem Sohne oder Enkel erkundigten, und er wußte, daß die Leute nach seinem Tode sagen würden: Nee, ist nu endlich einmal der alte Friebe gestorben! Na, Gott hab ihn selig; getaugt hat er schon lange nichts mehr (d. h. er hat nicht mehr arbeiten können), aber ein rechtschaffner Mann ist er gewesen; und vor allem wußte er, daß das halbe Dorf mit ihm zu Grabe gehen würde. So etwas wie allgemeine Unzufriedenheit, nicht Unzufriedenheit wegen eines persönlichen Leids, das aus Krankheit oder einer zerrütteten Ehe oder dergleichen erwächst, sondern Unzufriedenheit wegen der „politischen und sozialen Verhältnisse,“ so etwas war in solchen Gemeinden gar nicht denkbar; den Leuten fehlte der Begriff, die Vorstellung davon, sie würden, wenn man davon gesprochen hätte, gar nicht verstanden haben, was damit gemeint wäre. Steuerdruck und die Militärdienstpflicht sind das einzige am Staatsleben, was auch von solchen Leuten

verstanden und lästig empfunden werden kann, aber die Steuern waren damals wirklich nicht drückend, beim Militär dienten die Burschen mit Freude und Stolz — war es doch die Zeit unmittelbar nach dem großen Kriege. Die erste Spur von Unzufriedenheit mit dem Bestehenden stellte sich mit dem Kulturkampf ein, natürlich nur in den katholischen Minderheiten der Gegend. Da fielen sehr starke Worte. Seitdem ist aber noch viel geschehen, die Unzufriedenheit in solchen Gegenden künstlich zu erzeugen, wo die natürlichen Bedingungen dafür fehlen.

Gewiß bedarf eine solche glückliche Landbevölkerung der Ergänzung durch städtisches Leben, wenn das Volk den Namen eines Kulturvolkes verdienen und wenn das höchste Ziel irdischer Entwicklung erreicht werden soll. Aber wenn ich über das Los eines Volkes zu entscheiden und für das Volk zu wählen hätte zwischen dem Verzicht auf diese höchsten Ziele und dem Kaufpreis einer städtischen und industriellen Entwicklung, wie sie uns England darbietet, so würde ich unbedingt das erste wählen. Wer vermöchte ohne Grauen zu denken an eine Fünfmillionenstadt, in der bloß einige Tausend die Gesellschaft bilden, deren Glieder jedes für sich etwas bedeuten, während die Tausende des Mittelstandes (das Wort bloß steuertechnisch genommen) nur noch Massenteilchen oder Arbeitsbienen sind, deren keine für sich etwas bedeutet, von denen jede nur in einem äußerst engen Kreise Teilnahme für ihre Schicksale findet, der vieltausendköpfige Mob aber bloßer Rehricht ist, von dem man wünschen möchte, daß ihn eine Pest oder Sündflut endlich einmal fortschwemmt. Diese Betrachtung drängt sich schon auf, ehe man sich die Lebensweise dieses Großstadtschmuzes in Menschengestalt ausgemalt hat.

Der beschriebne moralische Lazismus des gemüthlichen Völkchens aber hatte zusammen mit seiner Offenherzigkeit und Ungenirtheit noch zwei andre Wirkungen, die wahrhaftig nicht zu verachten sind. Die eine war, daß jeder mußte, was er am andern hatte. Da sich jeder gab, wie er war, und jeder aussprach, was er dachte, mochte es auch die ärgste Grobheit gegen den vor ihm stehenden sein, so kannte man den Charakter und die Gesinnungen der Leute nach kurzem Verkehr durch und durch. Wie schwierig es dagegen ist, die Herrn und Damen der Gesellschaft kennen zu lernen, die alle das selbe glatte und uniforme Außere zeigen und sich innerhalb jeder Gesellschaftsgruppe zu denselben Überzeugungen bekennen, brauche ich wohl nicht zu beschreiben. Endlich ist auch unter solchen Verhältnissen noch wirkliche Sittlichkeit möglich, während dort, wo konventioneller Zwang jedem bis ins kleinste hinein vorschreibt, was er zu thun und zu lassen, wie er sich zu benehmen und was er zu reden hat, bloß noch Sitte herrscht, aber keine Sittlichkeit mehr; man ist bei keinem dieser Herrn und Damen sicher, wie sie sich geben würden, wenn sie einmal ein paar Tage oder Wochen des konventionellen Zwanges ledig würden. In einer so bequem und ungenirt lebenden Bevölkerung, wie ich sie beschrieben habe, bleibt jenseits des durch Gesetz und Sitte gebotenen noch ein ziemlich weites Gebiet für die freie Sittlichkeit übrig; jeder kann so mäßig, so züchtig, so ehelich sein, wie er will, es hindert ihn niemand daran; jeder kann aber auch manches thun, was das zartere Gewissen oder das feinere Anstandsgefühl verbietet, ohne dadurch sofort dem Strafrichter oder der gesellschaftlichen Achtung zu verfallen, es können sich also bessere und schlechtere, edlere und unedlere Charaktere entwickeln, und bei den bessern ist man dann gewiß, daß sie nicht bloß Schein, sondern echt sind.

So berichtigten also die guten Harpersdorfer meine Ansichten über das,

was in Sachen der Volksfittlichkeit zu wünschen und zu thun sei, und damit zugleich auch meine Auffassung des geistlichen Berufs. Dieses aber auch noch in einer andern Beziehung. Bis dahin war mir die Verbindung der Landwirtschaft mit dem Pfarramt höchst anstößig erschienen. Ich war der Ansicht, für den Geistlichen ziemten sich keine andern Beschäftigungen als geistige, d. h. also außer den Amtsverrichtungen beten und studiren, und wenn ich auch körperliche Beschäftigungen wie ein wenig Gartenarbeit oder Holzhacken aus Rücksicht auf die Gesundheit für erlaubt und wünschenswert hielt, so widerstrebte mir doch der Gedanke, einen bedeutenden Teil meiner Zeit ganz ernsthaft auf Wirtschaftsgeschäfte verwenden und am Ende gar mit dem Fleischer um den Preis von Kälbern und Mastochsen feilschen und die Marktpreise für Roggen und Weizen studiren zu sollen. Ich fand es ganz ausgezeichnet, das Diepenbrock, wie man sagt, einmal den Gedanken gehegt habe, alle Pfarrwidmuten zu verkaufen, die gelösten Kapitalien in einen Topf zu werfen und den Geistlichen eine für alle gleiche, mit dem Dienstalter steigende feste Besoldung auszusetzen. Jetzt sah ich ein, wie verkehrt diese Auffassung ist. Die soziale Bedeutung der Pfarrwidmüt als eines Mittels, dürftigen Gemeindegliedern durch billigen Pachtacker zu Hilfe zu kommen, hatte ich schon früher erkannt. Auch die Ungleichheit der Pfarrbenefizien war mir nicht anstößig. Daß es in einem Stande Glück und Unglück bei der Beförderung giebt, daß nicht alle vom ersten Augenblicke an wissen: mit dreißig Jahren wirst du 3000, mit vierzig Jahren 3500, mit fünfzig Jahren 4000 und mit sechzig Jahren 4500 Mark haben, daß Raum bleibt für Furcht und Hoffnung, ist geradezu eine Wohlthat, denn was könnte wohl öder und unerträglicher sein als ein Zustand, wo niemand mehr etwas zu hoffen und zu fürchten hätte auf Erden? Nur gar zu arge Ungerechtigkeiten hätte ich gern vermieden gesehen; wenn der Kesse eines Kanonikus, ein junger Lebemann von achtundzwanzig Jahren, eine Pfarrei bekommt, auf der er sich Equipage und Livreedienner halten kann, ein andrer sehr verdienster, frommer, tüchtiger Mann bis zum sechzigsten Jahre auf einer verlorenen Ecke mit 400 Thalern Gehalt sitzen bleibt, so geht das über das wünschenswerte Maß gemüthlicher Aufregung durch Furcht und Hoffnung, Freude und Verdruß hinaus. Schließlich aber sah ich auch ein, daß es dem Pfarrer und der Gemeinde gar nichts schade, wenn er seine Widmüt oder einen Teil davon selbst bewirtschaftet. Denn es entsteht für den Landgeistlichen die Frage: Womit die Zeit ausfüllen? Dem Müßiggang oder Kartenspiel ist doch, schon des Beispiels wegen, jede beliebige nützliche Thätigkeit vorzuziehen. In einer 40000 Seelen starken Großstadtparochie — ja da haben vier, fünf Geistliche den ganzen Tag herumzulaufen, und wenn sie abends nach Hause kommen, wissen sie recht gut, daß sie noch nicht den zehnten Teil von dem geleistet haben, was nötig wäre; aber in einer Landgemeinde von 250 Seelen, was giebt's da groß zu thun? Sonntag früh einen Gottesdienst, der höchstens $1\frac{1}{2}$ Stunden dauern darf, und Vorbereitung auf die Predigt Sonnabend und Sonntag früh zusammen doch allerhöchstens drei Stunden, wenn man Übung hat. Sonntag Nachmittag eine halbe Stunde, im Sommer mit Christenlehre $1\frac{1}{2}$ Stunden Gottesdienst. Wöchentlich 2 Stunden Religionsunterricht, auf den man sich nicht viel vorzubereiten braucht, wenn man eine fünfzehnjährige gründliche Übung hinter sich hat. Aller Vierteljahre einmal eine Taufe, oder eine Beerdigung, oder einen amtlichen Krankenbesuch; nichtamtliche macht man natürlich mehr, aber viel Gelegenheit dazu bietet eine so kleine und so gesunde Gemeinde nicht. Dazu kommt in der Osterzeit und sonst noch manchmal das Beichte-

hören, das hie und da vor der Wochenmesse ein halbes Stündchen und an den Sonntagen, wo es am strammsten geht, vorm Gottesdienst zwei bis drei Stunden erfordert. Einer außeramtlichen Seelsorge bedürfen die Leute bei ihrer seelischen Gesundheit nicht, abgesehen davon, daß Wert und Wirkungen von Erbauungstunden im Hauße zweifelhaft sind. Ehe- und andre Zwistigkeiten zu schlichten giebt es aller drei Jahre einmal. Die einzige Amtsverrichtung, die zwei volle Tage und einen halben beanspruchte, war der Neujahrsumgang, der nach dem großen Neujahr, dem Feste Epiphantias, gehalten wird. Vom wunderbaren Stern bestrahlt, von lieblichen Weihnachtsbildern umgeben, in Weihrauchwolken gehüllt, erscheint der Geistliche, die Weisen aus dem Morgenlande und den Heiland zugleich vertretend, von singenden Knaben begleitet in den Wohnungen, sie zu segnen, und die Leute, die etwas haben, spenden ihm beim Abschied eine Gabe. Auch dieser poetische Brauch war, wie so ziemlich alle mit Einnahmen verbundenen geistlichen Verrichtungen, zu guter Letzt juristisch als ein zu Gunsten des Pfarrers der Gemeinde auferlegtes onus angesehen und „abgelöst“ worden. Gräßliche Vorstellung! Der Besuch der heiligen drei Könige mit einem Kapital abgelöst! Einzelne Geistliche hatten auch soviel religiöses Taktgefühl, daß sie sich dem Neujahrsgang auch nach der Ablösung unterzogen, und in der Zeit der katholischen Reaktion nach 1848 wurde es in den bessern Familien Sitte, um den Neujahrbesuch zu bitten; man bewirtete bei dieser Gelegenheit die Geistlichen, und an manchen Orten arteten diese Bewirtungen in richtige Abendessen aus, sodas die Geistlichkeit von Epiphantias bis Lichtmeß am verdorbnen Magen litt. Auch bei gewöhnlichen Leuten und auch auf dem Lande ist es hie und da Sitte, den Geistlichen zu traktiren, und wenn das im Laufe eines Tags an zwanzig verschiednen Orten geschieht, und zwar in bunter Reihenfolge mit Würsten, Braten, Kuchen, Schokolade, Wein (was für Wein!), Punsch, Bier und Schnaps, dann kann die Sache furchtbar werden. Wo der Umgang eingeführt und der Besuch aller Gemeinemitglieder obligatorisch ist, da hat er auch vom Standpunkte der Seelsorge aus einen guten Sinn, weil so der Geistliche genötigt ist, alle Gemeindegengenossen wenigstens einmal im Jahre heimzusuchen, ihre Häuslichkeit kennen zu lernen und sich über ihre Verhältnisse, Angelegenheiten und Schicksale zu unterrichten; sie setzen ihn freiwillig von allem Wichtigen in Kenntnis, auch wenn er so nachlässig oder ungeschickt sein sollte, nicht zu fragen. Namentlich die armen Leute schätzen den Besuch ungemein hoch. Das einmal hatte ich eine Armenhäußlerin zu besuchen, die mit einer evangelischen zusammen ein Stübchen bewohnte. Die zwei alten Frauen saßen, mit dem Rücken der Wand zugekehrt, an beiden Seiten des Tisches und aßen Brot mit Weichquark. Sie ließen sich durch meinen Eintritt nicht stören, ich setzte das Kreuzifix vor die Quarkschüssel (gewöhnlich richten die Leute einen Tisch oder eine Kommode zum Altärchen her), kniete auf den ungedielten Lehm Boden (die Frauen hatten Hirtschen unter den Füßen) vor dem Kreuzifix und der Quarkschüssel nieder und verrichtete, nachdem die Zungen mit ihrem Liede fertig waren, die Gebete. Die beiden Frauen fauten ununterbrochen weiter und schauten aufmerksam auf mich herab, was äußerst komisch ausgesehen haben muß. Als ich fertig war, sagte die evangelische: Das ist schön von Ihnen, Sie verachten die Armen nicht.

Also die Amtsverrichtungen bildeten mehr eine angenehme Unterbrechung eines geschäftigen Müßigganges, als daß sie die Zeit ausgefüllt hätten. Gelesen wurde noch alle Tage, aber bloßes Lesen ist keine Arbeit, das Klavierklimpern erst recht nicht, und das Gärtchen machte auch nicht viel zu schaffen.

Das eigentliche Studiren hatte ich eingestellt. Wozu studiren? Der Gemeinde nützte es nichts, und mich konnte es doch nur tiefer in den Zwiespalt hinein-führen. Einer schlichten Gemeinde das Wort Gottes auslegen, bei einem Begräbnis, einem Krankenbesuch ein paar tröstliche Worte sprechen, dazu bedarf es keiner Gelehrsamkeit. Es ist richtig, daß ein Mann von gediegener Bildung eher Aussicht hat, schwer verständliche Charaktere zu enträtseln und wirksam zu lenken, aber solche kommen eben in einer schlichten kleinen Gemeinde nicht vor. Auch giebt es selbst unter den Tagelöhnerinnen^{*)} einige innige und sinnige Seelen, die für eine tiefer gehende Belehrung dankbar sind, aber die bilden die Ausnahme; die meisten wollen eine recht klare, scharf hervorgehobne Disposition, sodaß sie sich wenigstens „die drei Teile“ merken können, wenn sie auch alles andre vergessen, ein paar Blümlein, ein paar packende Worte über Eltern- und andern Kummer, wobei die Frauen mit dem Taschentuch über die Augen fahren können, bei Grabreden aber einen möglichst ausführlichen Lebenslauf; meine Mutter hat mich oft gescholten, wenn ich mir ihrer Ansicht nach überflüssige Mühe gemacht und das den Leuten wichtigste, was gar keine Mühe erforderte, ausgelassen oder zu kurz abgefertigt hatte. An einem andern Orte sagte eine Frau, nachdem sie ein paar Predigten von mir gehört hatte, bei Beginn der nächsten, sich geräuschvoll entfernend, zu ihrer Nachbarin: Du wirst dir doch nicht den gelehrten Quatsch anhören! Ja, was die Leute wollten, das wußte ich wohl, und manchmal bot ich es ihnen auch, aber für gewöhnlich war mir das doch zu langweilig. Also von weiterm Studium versprach ich mir nichts, und so fand ich denn, daß eine Pfarre mit Landwirtschaft gar nicht so übel sei und für mich sehr gut taugen würde; eine andre Frage war freilich, ob ich für die Landwirtschaft taugen würde. Die scheint sich auch unser Herrgott gestellt und mit nein beantwortet zu haben. Er wird gefunden haben, daß es unverantwortlich wäre, den schönen schwarzen Erdboden, den schönen Dünger und das schöne Rindvieh so ungeschickten Händen anzuvertrauen. Und seine Entscheidung ist auch in diesem Falle gut gewesen, namentlich deswegen, weil, wenn ich auch mit Hilfe eines tüchtigen Großknichts die Leitung der produktiven Arbeit fertig gebracht hätte, die Fürsorge für die Rentabilität kläglich ausgefallen wäre. Nicht als ob ich nicht rechnen könnte, aber ich würde beim Verkauf meiner Produkte unweigerlich genommen haben, was mir der Fleischer und der Getreidehändler gegeben hätten, und wäre so wahrscheinlich pleite gegangen.

Um das Maß der Harpersdorfer Annehmlichkeiten voll zu machen, war in der Gegend auch an standesgemäßem Umgange kein Mangel; es gab da einige gastreiche Rittergutsbesitzer, einige gemütliche katholische und evangelische Pfarrhäuser, prächtige Lehrer, Arzt und Apotheker. In dieser kleinen Gesellschaft fehlte es nicht an Klatsch und Intriguen, und wenn es mir nicht die Rücksicht auf noch lebende Personen verböte, könnte ich mit ein paar Lustspielstoffen aufwarten.

*) Aber schlechterdings nicht unter den Tagelöhnern, auch nicht unter den Bauern; von allem, was über das Gewöhnliche hinausgeht, interessiert diese nur konfessionelle Polemik, Berherrlichung der Kirche und am allermeisten natürlich ein wenig Politik. Im ganzen verhält sich ein gebildetes Stadtpublikum umgekehrt wie das ländliche; dort stellen die Männer höhere Anforderungen — vorausgesetzt, daß sie in die Kirche kommen.

